

Einleitung

Beschleunigte und wechselhafte Verläufe waren kennzeichnend für die wirtschaftlichen Entwicklungen in den letzten Jahrzehnten und bestimmten die Geschicke der Menschen und Staaten. Wirtschaftliche Zusammenhänge zu erkennen und wirtschaftliche Probleme zu lösen ist die vordringlichste Aufgabe der Wirtschaftswissenschaften und der Wirtschaftspolitik. Dabei erweisen sich jedoch das Modelldenken und die Aggregation von rechnerischen Größen zu Kennziffern und Indikatoren als nur begrenzt hilfreich. Weder lässt sich die wirtschaftliche Wirklichkeit durch die mathematische Formulierung der Bedingungen für Marktgleichgewicht beeindrucken noch lassen sich die Wirtschaftsprozesse durch ökonometrische Methoden in die gewünschten Bahnen lenken; sie sind ex post-Befunde, die die zukünftigen Entwicklungen höchstens durch die Veröffentlichung und Verbreitung im Sinne ihrer Verhaltenswirkung beeinflussen. Aber sie vermögen weder die fundamentale Ungewissheit, unter der die wirtschaftlichen Entscheidungen getroffen werden müssen und die nicht zuletzt durch die doppelte Kontingenz der Interaktionen im Wirtschaftssystem bedingt ist, zu beseitigen, noch die Resultate der Wechselbeziehungen zwischen den verschiedenen Faktoren wirtschaftlich relevanter Situationen eindeutig anzuzeigen. Die Wirtschaft, auch die moderne Marktwirtschaft, ist trotz aller Berechnungen aufgrund verschiedenster Modelle und Kalküle kein Mechanismus, der feiner oder gröber, rascher oder langsamer einzustellen ist, auch wenn noch so viele Experten diesen Eindruck zu erwecken suchen und noch so viele Kennziffern und Modelle entwickelt werden. Wirtschaften ist menschliches soziales Handeln und daher grundsätzlich nicht berechenbar; weder ‚Markt‘ noch ‚Staat‘ vermögen die tatsächlichen Entwicklungen vorher bestimmbar zu machen.

Das bedeutet nicht, dass all die ausgefeilten Methoden der Messung wirtschaftlicher Performanz oder die Modelle der Effizienzbedingungen sinnlos wären. Sie können aber immer nur Hilfsmittel sein und dürfen nicht mit der Wirklichkeit der wirtschaftlichen Prozesse verwechselt werden. Gerade dies aber geschieht nur zu oft, wodurch Wirtschaft dann

mit dem widersprüchlichen Eindruck verbunden wird, als hätten wir es einerseits mit einem beliebig zu steuernden Mechanismus zu tun, der aber andererseits so große Eigendynamik entwickelt, dass dies nicht nur unmöglich wird, sondern er darüber hinaus die Schicksale der Menschen, Unternehmen und Staaten beherrscht und sie vor sich her zu treiben vermag. Dieser Widerspruch erzeugt eine panikartige Stimmung, die das Problem aber ihrerseits durch Krisendiskurse und ständigen Reformdruck verschärft. Erklärungen für die Ungewissheit werden in der Ökonomie dann mit Bezug auf die begrenzte Rationalität der Menschen, ihren Opportunismus oder die „animal spirits“, die unwägbar und als irrational charakterisierten menschlichen Verhaltensweisen geboten.¹ Darin manifestiert sich aber wieder die Vorstellung, wonach die nicht-ökonomischen Faktoren menschlichen Verhaltens nur störend wirken, während die Wirtschaft selbst ja eigentlich logisch und rational ist und daher durch geeignete politische Maßnahmen gesteuert werden könne.

Vielfach wird übersehen, dass nicht nur die wirtschaftlichen Ergebnisse Resultat von Modellen und Berechnungen sind, sondern dass auch die Bedeutung von Wirtschaft selbst sozial konstruiert wird; sie kann zu einer selbststeuernden Maschine stilisiert werden oder aber als Leben selbst, um den Titel eines Buches von Gottl-Ottlilienfeld² zu paraphrasieren, begriffen werden. So verstanden kommt der Wirtschaft aber nicht nur „ökonomische“ Bedeutung zu, wie schon Albion Small 1907³ meinte, sondern damit muss auch den humanen und sozialen Elementen des Wirtschaftens ein Eigenwert zugeordnet werden. Diesbezüglich haben die Sozialwissenschaften auch gesellschaftliche Verantwortung insofern, als sie dazu beitragen können, Wirtschaft aus der begrifflichen Engführung und der Selbstzweckpositionierung herauszuführen.

Die Zuschreibung unpersönlicher Rationalität, die auch in der Soziologie als Charakteristikum der modernen Wirtschaft betrachtet wurde, hat dazu geführt, die Wirtschaft zum Selbstzweck zu machen, ohne dass gefragt wird, ob was gut für die Wirtschaft ist, tatsächlich auch gut für die Menschen in ihrer Vielzahl, oder nur für einige wenige, ist. Dabei wird

¹ Der Begriff von Keynes wurde in Bezug auf die Finanzkrise 2008 wieder verwendet in: Akerlof, G.A., Shiller, R.J. (2009): *Animal Spirits. How Human Psychology Drives the Economy and Why It Matters for Global Capitalism*. Princeton/Oxford.

² Gottl-Ottlilienfeld, F. (1925): *Wirtschaft als Leben*, Jena.

³ Small, A. (1907): *Adam Smith and Modern Sociology*, Chicago.

übersehen, dass Wirtschaft nicht ein Spielfeld für Manager, Experten und Politiker ist, sondern sich aus den Handlungen der Menschen, mit denen sie ihr Überleben oder Besserleben sichern, konstituiert. Das Verständnis von Wirtschaft muss auf die tatsächlichen Prozesse bezogen werden, die immer ganz unterschiedlich motiviertes menschliches Handeln und überraschende Ergebnisse aufgrund der Interdependenzen der sozialen Interaktionen, die das wirtschaftliche Geschehen auf allen Ebenen prägen, und ihrer zeitlichen Disparitäten aufweisen. Das Ziel ist jedoch nicht nur, die ökonomischen Modelle und Theorien realitätsnäher zu machen, sondern die Problemstellungen und Zielsetzungen gegenwärtigen Wirtschaftens zur Diskussion zu stellen. Dazu muss der Begriff der Wirtschaft wieder mit den gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnissen in Beziehung gesetzt werden, um ihn auf die Ziele hin zu orientieren, für die Wirtschaften eigentlich Mittel sein sollte: das Wohlergehen der Menschen in ihrer Vielzahl und die Tatsache, dass Wirtschaft nicht nur Quantitäten an Geld und Gütern, sondern auch (Lebens-)Qualitäten betrifft.

Wirtschaften wieder mit sozialem Handeln und mit Gesellschaft zu verbinden setzt voraus, dass die Ökonomie in einen Dialog mit den Sozialwissenschaften eintritt und auch die Soziologie sich ihrerseits auf Wirtschaft und Wirtschaftstheorien einlässt. Dies ist gerade in der letzten Zeit verstärkt in verschiedenen wissenschaftlichen Kontexten der Fall, vor allem in der Wirtschaftssoziologie, aber auch in der Sozioökonomie oder Sozialökonomie. Die Sozioökonomie gewinnt gegenwärtig zunehmend an Aufmerksamkeit und erfährt teilweise auch eine wachsende Anerkennung als Forschungsbereich, eine Etablierung in Form wissenschaftlicher Vereinigungen und Zeitschriften, aber auch hier und da schon als akademisches Studienfach. Dennoch ist die Bedeutung, die mit Sozioökonomie verbunden wird, noch erstaunlich diffus und unbestimmt, wird sie als eine relativ breite und umfassende Strömung behandelt, deren Grenzen schwer zu beschreiben sind. Meist werden damit einige Merkmale verbunden, die oft wie beim Bezug auf einen „sozioökonomischen“ Gegenstandsbereich selbstbezüglich definiert werden, oder auf die Verwendung empirischer Methoden und multidisziplinärer Zugangsweisen verwiesen.

Um der Sozioökonomie mehr problemorientierte Kontur zu geben, nicht notwendigerweise, um sie als ein Paradigma oder eine eigene Disziplin zu konzeptualisieren, ist es erforderlich, nach ihren spezifischen

Erkenntniszielen zu fragen. Wie schon Max Weber in Bezug auf die Sozialökonomik gemeint hatte, konstituiert sie sich nicht aufgrund bestimmter Objektbereiche, sondern auf der Basis von spezifischen Problemstellungen. Dies verweist auf die Notwendigkeit, ihre theoretischen Grundlagen näher zu beleuchten. Daraus ergeben sich vor allem die folgenden Fragen: Was bedeutet Ökonomie im Rahmen der Sozioökonomie? Welche Ökonomie ist gemeint? Wie ist das soziale Element definiert und welche Rolle kommt der Soziologie in der Sozioökonomie zu? Ist sie Hilfswissenschaft bzw. Kontextfach oder ist sie Grund- oder Metadisziplin der Sozioökonomie? Trägt sie die nicht-ökonomischen Zutaten bei und ergänzt den homo oeconomicus um seine irrationalen oder um seine moralischen Antriebe bzw. um die empirischen Daten über wirtschaftliches Verhalten? Oder aber bestimmt sie auch das Erkenntnisziel und die Problemstellungen mit, die untersucht werden?

Die in diesem Band versammelten Aufsätze sollen zur Diskussion dieser Fragen beitragen. Ein zentrales Anliegen ist dabei die Herausarbeitung der Bedeutung soziologischer Perspektiven und Forschungsansätze, wirtschaftssoziologischer Konzeptionen, aber auch heterodoxer und alternativer Ökonomien für die Sozioökonomie und deren theoretische Grundlegung. Dies ist Gegenstand der Beiträge im ersten Teil des Bandes, der sich mit Positionen der Sozioökonomie, ihrem Verhältnis zur Wirtschaftssoziologie und mit soziologischen Perspektiven auf gesellschaftstheoretischer und subjekttheoretischer Ebene beschäftigt.

In dem Beitrag von Gertraude Mikl-Horke werden als Antworten auf die Frage: *Was ist Sozioökonomie?* verschiedene Auffassungen von Sozial- bzw. Sozioökonomie vorgestellt. Verstand sich die klassische Nationalökonomie als eine ökonomische Gesellschaftstheorie, so führte der neoklassische Reduktionismus zu einer Ausgliederung der nicht-ökonomischen Faktoren, der Verteilungsfrage und der empirischen Bezüge aus dem Grundmodell der Ökonomie. Vor dem Hintergrund der historischen Volkswirtschaftslehre entstand eine Auffassung von Sozialökonomik, in deren Kern zwar die Wirtschaftstheorie stand, die aber bei Max Weber mit historischen Perspektiven unter dem Gesichtspunkt seiner kulturwissenschaftlichen Analyse des modernen Kapitalismus verbunden wurde. Weber verstand sie jedoch nicht als Ansatzpunkt für die Ausweitung der Ökonomie zu einer Gesellschaftstheorie, wie sein Zeitgenosse Friedrich Wieser, sondern sah sie ähnlich wie der spätere Schumpeter, der sie als Wirtschaftsanalyse unter Nutzung der Erkenntnisse verschie-

dener anderer Disziplinen begriff, als eine Wirtschaftswissenschaft. Eine andere Auffassung fand sich in jenen Strömungen, die Ökonomie in den Dienst der Sozialpolitik zu stellen suchten, und dabei insbesondere auf die Verknüpfung von Ökonomie und Soziologie verwiesen. Letzteres hatte auch Talcott Parsons beabsichtigt, allerdings auf der metatheoretischen Ebene des Begriffssystems der funktionalistischen Theorie. Auch andere Ansätze, die sich mit Wirtschaft aus soziologischer Sicht beschäftigen, wie etwa jener von Pierre Bourdieu oder die Konzeptionen der modernen Wirtschaftssoziologie können sich für eine Sozioökonomie als sehr fruchtbar erweisen. Sie treffen auf Entwicklungen innerhalb des Diskursfeldes der Ökonomie selbst, insbesondere auf verhaltenswissenschaftliche und institutionalistische Ansätze, aber auch auf Konzepte der neuen Wohlfahrtsökonomie sowie heterodoxer und alternativer Ökonomien, die die theoretische Bandbreite der gegenwärtigen Ökonomie stark erweitert haben. Schließlich wird anhand der in der Gegenwart besonders bekannten Konzeption von Amitai Etzioni zu zeigen gesucht, dass es nicht um eine Erweiterung der Verhaltensannahmen, die auf wirtschaftliche Fragestellungen anzuwenden sind, gehen kann, sondern darum, durch Einbezug soziologischer Perspektiven zu anderen Problemstellungen zu gelangen.

Dieter Bögenhold betrachtet die *Sozioökonomik* aus der Perspektive der akademischen Entwicklungen innerhalb und zwischen verschiedenen Disziplinen. In der Soziologie finden wir heute in steigendem Maße die Bezugnahme auf die „social embeddedness“ von wirtschaftlichem Verhalten und wirtschaftlichen Institutionen. Wirtschaftliches Handeln wird damit als Gegenstandsbereich soziologischen Denkens konzeptualisiert. Diese Entwicklung ist zeitgleich mit Tendenzen in der Ökonomik, in der sich unter dem Etikett „Heterodox Economics“ ebenfalls eine stärkere Betonung von Institutionen und sozialen Zeit-Raum-Bezügen abzeichnet. Tendenziell bewegt sich die Ökonomik damit teilweise wieder auf ein Konzept zu, das Elemente der Historik, Soziologie, Psychologie und Religionswissenschaften integriert. Das Bewusstsein von „culture matters“ ist innerhalb der akademischen Welt gestiegen und Lehr- und Forschungsinhalte in den Sozialwissenschaften profitieren davon: Wirtschaftssysteme werden weniger in abstracto, sondern in Bezug auf die konkrete Bedeutung ihrer Institutionen betrachtet. Zahlreiche Neuentwicklungen entstehen, unter anderem im Rahmen von evolutorischen Ansätzen (u.a. Complexity- und Chaos-Theorien), oder es werden Ver-

bindungslinien zur Biologie oder Medizin („Neuroeconomics“) gezogen. Auch die Soziologie und die Sozialwissenschaften allgemein sind damit gefordert, diese Entwicklungen zu perzipieren und eigene Kompetenzen in diese einzubringen. Die Wissenschaften sind in Veränderung und gehen untereinander neue Verbindungen ein. Vieles deutet darauf hin, dass in diesem akademischen Szenario der Terminus der Sozialökonomik aus dem späten 19. Jahrhundert wieder mit neuem Leben gefüllt werden kann.

In dem Beitrag von Andrea Maurer, der *Wirtschaftssoziologie und Sozioökonomie* verbindet, werden *Positionsbestimmungen* im Verhältnis von Wirtschaftstheorie und Wirtschaftssoziologie entwickelt. Die Frage, was das Spezifische der Wirtschaftssoziologie ausmacht und inwiefern sich die Wirtschaftssoziologie von der Wirtschaftstheorie unterscheidet, bzw. ob und wo sich beide treffen könnten, ist das Thema der Überlegungen. Dazu rekonstruiert die Verfasserin den Vorschlag Max Webers, Wirtschaften als eine spezifische Form sozialen Handelns zu ‚verstehen‘ und davon ausgehend Wirtschaftsinstitutionen zu erklären. Vor diesem Hintergrund lässt sich argumentieren, dass sowohl die Wirtschaftssoziologie als auch die Wirtschaftstheorie das ‚Knappheitsproblem‘ bzw. den Begehrt der Einzelnen nach Nutzleistungen in den Mittelpunkt rücken, dass die Soziologie aber darüber hinausgehend auch andere Abstimmungsprobleme erfassen und deren Bewältigung nicht nur unter Effizienzkriterien diskutieren kann. Vielmehr eröffnet eine handlungstheoretische Entschlüsselung von ‚Abstimmungsproblemen‘ im sozialen Zusammenleben der Wirtschaftssoziologie verschiedene Problemfokussierungen und richtet den Suchscheinwerfer denn auch auf unterschiedliche soziale Lösungswege. Ohne für einen soziologischen oder einen ökonomischen Imperialismus eintreten zu müssen, lassen sich Grenzen zwischen der Wirtschaftssoziologie und der Wirtschaftstheorie bestimmen, aber auch darlegen, wie sich beide Disziplinen wechselseitig informieren können, und wie sie sich auch über empirische Ergebnisse hinsichtlich der Erfolgs- und Bestandsbedingungen verschiedener Institutionen oder Abstimmungsmechanismen im Wirtschaftsbereich austauschen können, und so zugleich einen gemeinsamen Theorien- und empirischen Wissensbestand aufbauen und verbessern können. Diese Möglichkeiten werden dann noch am Beispiel des modernen Unternehmens skizziert, das in der neo-klassischen Ökonomie weitgehend vernachlässigt und in der „Neuen Institutionenökonomik“ vor allem auf Kontroll-

probleme und Kontrolllösungen bezogen wurde, während in der Soziologie ein gemeinsamer Problemfokus und auch Erklärungszuschnitt bis heute weitgehend fehlt, obwohl sich gerade die Institutionentheorie dafür bestens eignen würde.

Gegenstand des Beitrages von Gerda Bohmann zur *Ökonomie der Gesellschaft* ist die (alte) soziologische Frage nach dem Verhältnis von Wirtschaft und Gesellschaft; dessen Anlass aber die (neue) Antwort – nicht zuletzt im Kontext der „neuen Wirtschaftssoziologie“ – ist. Denn hier hat eine breite Diskussion um einen (alten) Begriff ihren (neuen) Ausgang genommen: um jenen der „Einbettung“. Das Begriffsverständnis Mark Granovettters wird in einem ersten Schritt mit jenem Karl Polanyis konfrontiert und einer gegensätzlichen Lesart, jener von Elmar Altvater, gegenübergestellt. Aus gesellschaftstheoretischer Perspektive wird sodann die „Unterkomplexität“ beider Lesarten thematisiert und die Ausgangsfrage umformuliert – zu jener nach dem (funktionalen) Primat des ökonomischen Systems der Gesellschaft. Bohmann greift dafür drei differenzierungstheoretische Beispiele heraus, die an Talcott Parsons Theorie kritisch anknüpfen und von einer sich verselbständigenden Eigenlogik des funktional ausdifferenzierten Systems der Wirtschaft, das aber gleichwohl – in unterschiedlicher Weise – an die Gesellschaft gebunden wird, ausgehen: Die auf hinkünftige Versorgung unter Knappheitsbedingungen und die Herstellung von Zukunftssicherheit setzende Funktionsbestimmung des ökonomischen Teilsystems in der Theorie der Gesellschaft Niklas Luhmanns; die über gesellschaftliche Rationalisierung ausdifferenzierte, auf mediengesteuerte Kommunikation umgestellte und über Verdinglichungseffekte auf die Lebenswelt zurückwirkende kritische Betrachtung der kapitalistischen Wirtschaft in Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns; und die rekonstruktive Bestimmung des strukturell a-moralischen ökonomischen Systems im Sinne der Vernetzung der Gesellschaftsmitglieder zur Marktgesellschaft in der historisch-genetischen Theorie von Günter Dux. Es wird untersucht, ob und in welcher Form dabei jeweils von einem ökonomischen Primat im System der funktional differenzierten modernen Gesellschaft ausgegangen wird. Alle diese Ansätze nehmen auch auf Polanyis Arbeiten Bezug, haben aber das von ihm in den Begriffen der Ein- und Entbettung der Wirtschaft in die Gesellschaft thematisierte Problem anders gelöst. In allen drei Fällen lassen sich auch, aus den jeweiligen Perspektiven sich ergebende zentrale Forschungsprobleme für eine theoretisch angeleitete

soziologische Sozioökonomie benennen: mit Luhmann das an den Leistungen des ökonomischen Systems ansetzende Problem der Exklusionsverkettungen; mit Habermas die Analyse von Steuerungsproblemen und Krisenerscheinungen eines globalisierten Spätkapitalismus; und schließlich mit Dux die an der mangelnden Inklusionskapazität des ökonomischen Systems des Marktes ansetzenden Defizite sozialer Gerechtigkeit.

In dem Beitrag von Johann August Schüle in über *Sozioökonomie und Subjekttheorie* werden die Leistungen und Grenzen der Subjekttheorie, die in der neoklassischen Ökonomie und den gegenwärtig dominierenden soziologischen Sichtweisen diskutiert und kritisiert. Eine Sozioökonomie, die interdisziplinär vorgeht und an der Erklärung des ‚wirklichen Handelns‘ im Sinne von Weber interessiert ist, muss auf die Komplexität der Realität nicht-reduktionistisch reagieren. Um die unterschiedlichen Dimensionen von Realität zu vermitteln, müssen die unterschiedlichen Dimensionen der Stimulierung psychischer Prozesse, der intrapsychischen Verarbeitung von Realität und der Umsetzung psychischer Realität in Handlungen in ausreichend differenzierter Weise behandelt werden. Dazu braucht die Sozioökonomie ein multiples Subjekttheoriekonzept, in welchem ausgehend von Webers Handlungsbegriff die Erkenntnisse der Psychologie, der Sozialpsychologie, der Neurowissenschaften und der Psychoanalyse verarbeitet werden können. Ein solches komplexes Vorgehen mag zwar nicht in allen Fällen durchzuhalten sein, wenn Forschung praktikabel sein soll, aber ohne differenziertes Wissen über die Funktionsweise psychischer Prozesse und die Konstitution von Handlungen, die eine elaborierte Subjektvorstellung begründen, sind viele Probleme wirtschaftlichen Handelns (etwa in der Werbung die Sicht des Kaufens als psychodynamisches Coping oder soziale Inszenierungen in Organisationen) nicht angemessen zu erfassen.

Im zweiten Teil werden Probleme und Arbeitsfelder der Sozioökonomie angesprochen und zum Abschluss die aktuell brisante Frage der ethischen Dimension in der neoliberal orientierten Unternehmenswirtschaft diskutiert.

Mit *Biographie und Lebenslauf als Kategorien sozioökonomischer Forschung* setzt sich der Beitrag von Gerhard Jost auseinander. In der Forschungslandschaft haben sich mehrere Zugänge herausgebildet, um diese Dimensionen zu bearbeiten. Sozialstrukturanalysen lenken ihre Perspektive besonders auf die ungleiche Verteilung von Lebenschancen. Im Bereich der Lebens(ver)lauf(s)- und Karriereforschung wird der Ver-

laufsaspekt von bedeutenden Lebensereignissen und Übergängen in den Mittelpunkt gestellt. Biographische Forschung dagegen thematisiert in ihrer prozessualen Perspektive Handlungs- und Wissensstrukturen. Sie geht davon aus, dass nicht nur ungleiche Handlungschancen, sondern generell biographische Ressourcen bedeutend sind. Im Zentrum des Beitrags steht die Konzeptualisierung der lebenslaufbezogenen Forschungsausrichtungen, wobei biographische Forschung im Hinblick auf sozioökonomische Fragestellungen besonders konturiert dargestellt wird. Anhand von empirischen Studien wird gezeigt, dass mit einem solchen Zugang wichtige Erkenntnisse über die Konstitution sozialer Phänomene und die Entwicklung biographischer Strukturmuster gewonnen werden können.

Manfred Lueger und Ulrike Froschauer erforschen *Grenzen und Bedingungen organisationaler Steuerung*, die insbesondere für Wirtschaftsunternehmen und wirtschaftlich relevante Institutionen von großer Bedeutung sind. Wenngleich Steuerung als wesentliche Komponente der Regulierung von Kooperationsbeziehungen in und zwischen Organisationen erachtet wird, so erweist sich die Praxis der Steuerung als durchwegs widerständig. Der Beitrag befasst sich daher mit den Voraussetzungen der Regulierung organisationaler Prozesse, wobei insbesondere die Erwartbarkeit und Berechenbarkeit von Ereignissen (rationale Planbarkeit), die praktische Beherrschung der Beziehungen einer Organisation nach innen und außen (Steuerung) sowie die Institutionalisierung hierarchischer Arbeitsbeziehungen (Herrschaft) kritisch beleuchtet werden. Im Zuge dessen wird herausgearbeitet, welche Faktoren organisationale Steuerung unberechenbar machen und über welche Möglichkeiten Organisationen verfügen, mit diesen Unsicherheiten umzugehen. Damit sind auch wesentliche sozioökonomische Problemstellungen angesprochen.

In *Dark Stars der Dienstleistungsforschung. Zur Relationierung von Arbeit, Organisation und Geschlecht* setzen sich Ursula Holtgrewe und Johanna Hofbauer mit neueren Diagnosen der Arbeits- und Industriesoziologie im Dialog mit der Geschlechterforschung auseinander. Eine stärkere Verbindung zwischen Arbeits- und Organisations- wie auch Geschlechterforschung wurde zwar immer wieder gefordert und in den letzten Jahren in verschiedenen Veröffentlichungen und Dialogen auch versucht. Im Ergebnis dieser Debatten fielen aber wesentliche Einsichten aus beiden Traditionen vielfach der Form „institutionellen Vergessens“ zum Opfer, die Günter Ortmann (für die Rationalisierungsdebatten der

Industriesoziologie) mit dem Muster der „Dark Stars“ beschrieben hat. Man habe sich dort wie hier immer wieder auf Makroprozesse konzentriert und die Kontexte, Kontextuierungen und inhärenten Paradoxien solcher Prozesse ausgeblendet. Analog hat sich in Beiträgen und Dialogen zwischen Industriesoziologie und Geschlechterforschung in den letzten Jahren ein Quasi-Konsens um Konzepte der „Entgrenzung“, „De-Institutionalisierung“, „Vermarktlichung“ oder „Individualisierung“ entwickelt, der in ähnlicher Weise die kontextspezifischen Wechselwirkungen zwischen Arbeit, Organisation und Geschlecht außer Acht lässt. Am Beispiel neuerer Befunde aus der Dienstleistungsforschung verdeutlichen die Autorinnen, dass eine relationale Perspektive zur Überwindung dieser Verkürzungen beitragen kann. Sie ermöglicht und erfordert es, systematisch die Bezüge und Wechselwirkungen zwischen organisationalen Strategien, institutionellen Arrangements, Arbeitsanforderungen und Konsum- und Lebensführungspraxen zu berücksichtigen, die alle miteinander in Geschlechterverhältnisse und -beziehungen eingebettet sind.

Der Beitrag von Barbara Haas und Nadia Steiber widmet sich der Frage, wie Länderunterschiede in den Mustern der *Erwerbstätigkeit von Frauen* erklärt werden können. Die Autorinnen präsentieren einen sozioökonomischen Ansatz, welcher soziologische, sozialpsychologische, sozialpolitische, und ökonomische Erklärungen berücksichtigt, um die strukturelle Einbettung individueller Handlungsmöglichkeiten und Handlungsgrenzen in ihrer Komplexität zu analysieren. Zur Illustration dieses sozioökonomischen Ansatzes werden auf Basis von internationalen Umfragedaten gesellschaftlich dominante Einstellungen zu den Geschlechterrollen in 26 Ländern untersucht. Diese Analyse zeigt für einige der weniger wohlhabenden Länder Süd- und Osteuropas eine starke Verbreitung inkonsistenter Einstellungsmuster, dahingehend, dass traditionelle Vorstellungen zu geschlechtsspezifischen Rollenmustern mit einer starken Präferenz für die Erwerbstätigkeit von Frauen einhergehen. Es wird argumentiert, dass sozialpolitische Regulierungsmuster (z.B. der Ausbau formeller Betreuungsinfrastruktur) sowie kulturelle Faktoren (Einstellungen in der Bevölkerung) isoliert betrachtet nicht als zentrale Determinanten der Frauenerwerbstätigkeit gelten können.

Karl-Michael Brunner untersucht gemeinsam mit Anja Christanell und Markus Spitzer den Zusammenhang von *Energiekonsum und Armut aus einer multidisziplinären, sozioökonomischen Perspektive*. Jeder achte Mensch in Österreich ist armutsgefährdet, fast die Hälfte davon lebt in

Armut, wobei in vielen Fällen auch Energiearmut gegeben ist, d.h. dass Menschen einen erheblichen Teil ihres Monatseinkommens für Energiezwecke ausgeben müssen. Allerdings gibt es bisher wenig Wissen über den Energiekonsum in armen und armutsgefährdeten Haushalten, insbesondere sozialwissenschaftliche Wissensbestände über Bedeutungen, Praktiken und Dynamiken des Energiekonsums sind bisher nur rudimentär vorhanden. Dies liegt auch darin begründet, dass die Forschungslandschaft weitgehend ökonomisch bzw. technisch-ingenieurwissenschaftlich ausgerichtet ist. Im Beitrag wird versucht, einen sozioökonomischen Zugang zu Energiepraktiken im Allgemeinen und Energiepraktiken von armen und armutsgefährdeten Haushalten im Besonderen zu entwickeln. Neben theoretischen Überlegungen wird empirisch vor allem auf Ergebnisse des vom österreichischen Klima- und Energiefonds geförderten qualitativ ausgerichteten Projekts „NELA“ (Nachhaltiger Energieverbrauch und Lebensstile in armen und armutsgefährdeten Haushalten) (Laufzeit: 2008-2011) Bezug genommen, dessen Ziel die Untersuchung des Energiekonsums aus der Perspektive von Armut betroffener Menschen und eine darauf aufbauende stakeholderbezogene Erarbeitung von datenfundierte Maßnahmen zur Energieverbrauchsreduktion ist.

In dem Beitrag – *Creative Industries – eine antiökonomische Ökonomie?* – beschäftigt sich Elfie Miklautz mit einem der dynamischsten Wirtschaftsbereiche moderner urbaner Ökonomien. So heterogen die Tätigkeitsfelder in den Creative Industries auch sind – zählen doch Bildende Kunst, Literatur, Musik und Darstellende Kunst ebenso dazu wie Film, Fernsehen, Printmedien oder Werbung – lassen sich doch typische Gemeinsamkeiten, die alle Bereiche kennzeichnen, identifizieren. Dazu gehören etwa hohe Fluktuationsraten, kleinteilige Strukturen, starker Konkurrenzdruck, schwankende Auftragslage, atypische Beschäftigungsformen, geringe Honorierung, lange Arbeitszeiten, diskontinuierliche Berufsverläufe, intrinsische Motivation und hohe Berufsidentifikation. Der Beitrag analysiert die Spezifika dieses Wirtschaftsbereichs ausgehend von Bourdieus Theorie sozialer Felder. Die typischen Kennzeichen der Arbeitsverhältnisse in den Creative Industries lassen sich auf dieser Basis als notwendige Widersprüche zwischen den dem Feld der Kunst einerseits, dem Feld der Wirtschaft andererseits immanenten Logiken begreifen, die in die Handlungsorientierungen der in diesem Bereich Tätigen eingehen. Kreativarbeit wird damit auch als Exempel für eine Analyse

der Interdependenz sozialer, kultureller und ökonomischer Strukturen lesbar.

Im Beitrag von Andreas Weber – *Die Moralisierung der Wirtschaft: CSR als strategisches Element neoliberaler Gesellschaftspolitik?* – wird von der These ausgegangen, dass die Wirtschaft der modernen Gesellschaft aufgrund ihrer systemspezifischen A-Moral gegenüber moralischen Kommunikationen weitgehend immun ist. Um Unternehmen im globalen Wirtschaftssystem zu ökologisch, ökonomisch und sozial nachhaltig operierenden Organisationen zu transformieren, kann ein praktisch unverbindliches Bekenntnis zu ihrer gesellschaftlichen Verantwortung (CSR) deshalb nicht ausreichen. Umso mehr ist die Politik gefordert, die Unternehmen zu einem nachhaltigen Operationsmodus mittels rechtlich bindender Normen zu verpflichten. Exakt gegen diese Option richtet sich der Protest der Unternehmervverbände. Sie vertreten die – demokratiepolitisch brisante – Auffassung, dass die freiwillige Selbstverpflichtung der Unternehmen zur Umsetzung von CSR-Maßnahmen ein effektives Instrument nachhaltiger wie gerechter Gesellschaftsgestaltung sei. Im Beitrag wird gezeigt, dass das Konstrukt der moralischen Selbstregulation der Wirtschaft durch CSR gesellschaftstheoretisch unhaltbar ist und die ideologische Funktion hat, eine neoliberale Gesellschaftspolitik zu legitimieren. Anhand der CSR-Strategie der österreichischen Industriellenvereinigung wird diese These empirisch untersucht.

Die Aufsätze in diesem Band beschäftigen sich mit der Sozioökonomie aus der Perspektive der Soziologie, sie sind aber nicht nur auf die „Rückkehr der Wirtschaft in die Gesellschaft“ im Sinne einer einseitigen Einbettung der Wirtschaft in die Gesellschaft gerichtet, sondern implizieren auch das Überdenken des Begriffs der Gesellschaft selbst, denn nur wenn beide, Soziologie und Ökonomie, gegeneinander offen sind, kann auch ein Dialog zustande kommen. Dieser ist aber seinerseits auch nicht Selbstzweck, sondern muss sich auf die Lösung der Probleme der Gegenwart richten. Diese erfordern, da sie durch die gegenläufigen Tendenzen von flexiblem und raschem Wandel einerseits und der Notwendigkeit der Erhaltung der Stabilität andererseits bedingt sind, die Kooperation der Wissenschaften, denn sie sind nicht durch die Ausrichtung auf rein ökonomische Problemlösungen zu bewältigen, sondern erfordern den Austausch und die gemeinsame Formulierung von Problemstellungen und Erkenntniszielen.